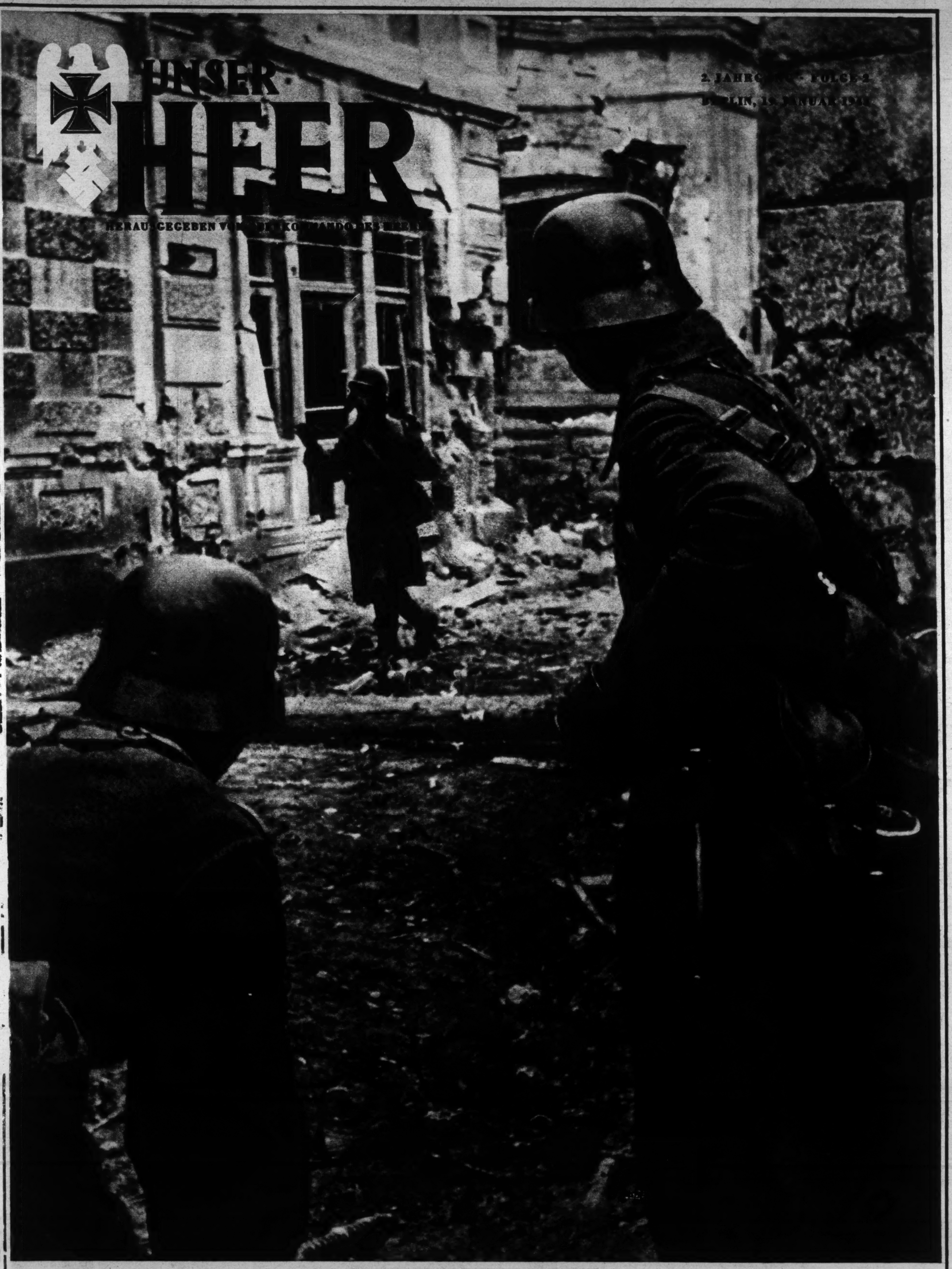


Wer im Kriege entschlossen das Große will, gibt dem andern immer das Gesetz

CARL VON CLAUSEWITZ

HF

GEORG GRABENHORST:

„Es gibt keine Ehre des Soldaten ohne die Achtung vor der Frau!"

DEUTSCHE DICHTER SCHREIBEN AN FRONTSOLDATEN (IV)

Lieber Diederichsen, unser Briefwechsel ist, wie mir scheint, ins Drahtverhau geraten. Sie haben da mit Ihrem letzten Brief so ernste Fragen aufgeworfen, daß ich einiges daran zu knacken habe. Aber sei es denn. Ich will versuchen, heute zu der Frage, wie der Soldat sich zur Frau in den besetzten Gebieten verhalten sollte, hier aus dem Hintergrund ein Wort zu sagen. Ich vergesse dabei nicht, daß dieses Problem von Ihnen aus sicherlich anders erscheint als von mir aus.

Ich meine, lieber Diederichsen, daß es zunächst auf eine Unterscheidung zwischen der Frau in den besetzten Gebieten und der Frau in der Heimat nicht ankommt, sondern auf die Einstellung des Mannes zur Frau überhaupt. Ich bin mit achtzehn Jahren damals in die Kompanie gekommen und habe in diesem Bezirk des „Innenlebens" bei den Kameraden vermutlich nicht andere Erfahrungen gesammelt als Sie. Es gehörte gewissermaßen zum rechten Soldatenton, sich an Zoten zu erbauen und mit Weibergeschichten zu renommieren. Wer nicht mitmachte, der wurde angefrozzelt. Dazu gehören aber immer zwei, einer, der frozzelt, und einer, der sich's gefallen läßt. Bei mir wußten diese Leute ziemlich bald, woran sie waren. Während der Stellungskämpfe 1916 in Flandern, wo Einsatz, Reserve und Ruhestellung ziemlich regelmäßig wechselten, hatte sich der Begriff der „Waschfrau" bei uns eingebürgert. Es gab solche, die tatsächlich nur die Wäsche in Ordnung brachten, und, wie man an dem bestimmten Unterton hören konnte, außerdem noch solche, die sich auch sonst entgegenkommend zeigten. Außerdem aber waren ja auch gewisse Estaminets und andere verschwiegene Häuser bekannt, wo man zu seinem „Recht" kommen konnte. Genau genommen waren diese Häuser und auch die Waschfrauen gar nicht so verschwiegen. Man konnte bei ihnen z. B. mit einiger Wahrscheinlichkeit erfahren, wie lange die Ruhe dauerte und wann und in welchem Abschnitt das Regiment wieder eingesetzt werden würde. Unser Kompanieführer damals hat sich, von diesen merkwürdigen Informationen abgesehen, im allgemeinen um die „Waschfrauen" nicht gekümmert. Er hat aber einmal, als sich ein Mann gegen ein flämisches Mädchen schlecht betragen hatte, eine Ansprache gehalten. Ihr seid keine Kinder mehr, sagte er so ungefähr. Ihr müßt selbst wissen, was ihr vor euch und euren Mädchen und Frauen zu Hause verantworten könnt. Ich denke nicht daran, euch eine Moralpredigt zu halten, aber eins sollt ihr wissen: daß ich den für einen ganz gemeinen Lumpen halte, der sich unanständig gegen eine Frau benimmt. Kommt mir nicht damit, bei gewissen Frauensmenschen käme es nicht so darauf an. Ihr seid keine Privatpersonen, ihr tragt den feldgrauen Ehrenrock des deutschen Soldaten, und wie ihr euch hier benehmt, so benehmt ihr euch f ü r das Vaterland und v o r dem Vaterland. Wer sich also herumtreibt und sich eines Tages eine gewisse Krankheit holt, der ist in meinen Augen nicht mehr wert als ein Deserteur.

Das war gewiß eine harte Lektion gewesen, die uns unser guter Oberleutnant Algermissen da erteilt hatte. Es wurde in der Kompanie tage- und wochenlang noch darüber hin und her geredet. Ich glaube, der, der diese Rede hielt und der nun bei Longueval schon so lange den ewigen Schlaf schläft, hat auch heute noch recht damit. Es gibt keine Ehre des Soldaten ohne die Achtung vor der Frau, und diese natürliche Achtung, die schon die Römer an unseren germanischen Vorfahren rühmten, scheint mir bei allen Fragen, die sich in unserem Zusammenhang ergeben, das Entscheidende. Sie geht ja schließlich hervor aus der Selbstachtung des Mannes, ja, ich glaube, sie ist ihr innerster Kern, ihre reinste, zarteste und darum auch am ehesten verletzliche Gestalt. Wer sich selbst nichts wert ist, für den ist auch der andere nichts wert.

Mag es einer schließlich in seinem privaten Bezirk halten wie er will, der Soldat und genau so der Volksgenosse, der sich im zivilen Einsatz befindet, ist in keinem Augenblick frei. Er repräsentiert immer das Ganze, die deutsche Wehrmacht und das Reich, und so, wie er angesehen wird, muß er erwarten und bedenken, wird auch an der Stelle, wo er steht, Deutschland angesehen. Wir können als sittliche Führungsmacht kein neues Europa aufbauen, wenn nicht jeder einzelne von uns das Recht dieser sittlichen Führung in seiner Haltung jederzeit noch einmal begründet. Eine Macht, die nur auf den Bajonetten beruht, verspricht und verdient keine lange Dauer. Wollen wir wirklich neu ordnen, so muß jeder von uns fähig sein, selbst Ordnung zu halten, auch im allerpersönlichsten Bezirk. Es kann unter ehrlichen Männern nur eine Maxime geben: wir sollen uns vor den Frauen in den besetzten Gebieten so verhalten, wie wir wünschten, daß sich im umgekehrten Falle fremde Soldaten gegen unsere Frauen, Töchter und Schwestern verhielten. Die Schmach am Rhein und an der Ruhr werden wir nie vergessen. Glaubt aber einer, sie jetzt, wie sich die Gelegenheit überm Zaun ergibt, rächen zu sollen? Diese billige Rache ginge ausschließlich auf Kosten unserer großen und gerechten Sache in der Welt. Reden wir nicht immer von der Reinerhaltung des Blutes? Wenn dieser Grundsatz unserer Weltanschauung nicht leere Phrase werden soll, so müssen wir ihn jetzt wahr machen.

Georg Grabenhorst wurde am 21. Februar 1899 in Neustadt bei Hannover geboren. Er lebt heute in Hannover. Im Mittelpunkt seines literarischen Schaffens steht das Weltkriegserlebnis. Sein Erstlingswerk, der Roman „Fahnenjunker Volkenborn", gestaltet das Schicksal eines jungen Menschen, dem der Krieg zum seelischen Umbruch wird. Außer diesem bekanntesten Werk des Dichters sind zu nennen das Buch „Merve", der Roman eines jungen Mädchens, die Erzählungen „Regimentstag" und „Unbegreifliches Herz" sowie die Sammlung „Späte Heimkehr" und eine zarte Liebesgeschichte, „Die Reise nach Luzern".

Es geht aber nicht nur um die Reinerhaltung unseres Blutes, sondern mindestens ebensosehr um die Reinerhaltung des Gewissens. Die Heimat weiß wohl, was ihr da draußen für sie getan habt und was ihr in jedem Augenblick an der Front noch für sie tut. Die Frauen und Mädchen zumal wissen, daß es ums Letzte geht, auch um das Letzte ihrer geliebten Söhne, Brüder und Männer. Um dieser sorgenden Liebe willen, die euch in der Härte eures Kampfes umfangen hält, solltet ihr euch für zu gut halten, euch da im fremden Land in einem leichtsinnigen oder verzweifelten Augenblick an irgendwen zu verlieren. Würdet ihr dadurch nicht diese Liebe aushöhlen und ihr die Kraft nehmen? Brauchen wir nicht auch in diesem Sinne zu unserem Schicksalskampf das volle, ungeteilte Vertrauen? Wie wollen wir sonst, Heimat und Front, zusammenhalten, wenn dieses Vertrauen nicht unerschütterlich zwischen uns lebendig bleibt? Mit diesen Fragen muß jeder allein fertig werden. Es ist aber nicht unwesentlich, wie es um den Geist der Truppe bestellt ist, wie die Führung sich verhält, ob sie Vorbild ist oder nicht. Die Älteren, die Verheirateten zumal, sollten hier den Jüngeren das Rückgrat stärken und nicht, wie man es manchmal beobachten kann, erst recht schlechte Beispiele geben.

Auf die Gefahren, die in gewissen ansteckenden Krankheiten liegen, mit denen man immer rechnen muß, und auf die Gefahr der Spionage werdet ihr ja immer wieder dienstlich hingewiesen. Darüber sollte es heute keine Zweifel mehr geben. Die Erfahrungen aus der Spionagebekämpfung während des ersten Weltkrieges reden hier eine eindringliche Sprache. Der gute Vorsatz allein, den Mund zu halten, tut es ja nicht immer. In gewissen schwachen Augenblicken kommt mancher ins Plaudern, der es bei voller Vernunft durchaus lassen kann. Gewiß sind nicht alle Frauen Spioninnen; es genügt aber schon, wenn unter hundert eine ist und diese eine ihr Metier versteht, nämlich so versteht, daß es keiner merkt. Wieviel auch aus einer scheinbar ganz allgemeinen und harmlosen Unterhaltung in militärischer Hinsicht geschlossen werden kann, dessen ist sich der vertrauensselige Landser nicht immer klar bewußt. Es ist ja „nur" eine Frau, mit der er spricht.

Ein besonderes Kapitel ist das Verhalten den d e u t s c h e n Frauen gegenüber, die in den besetzten Gebieten im Dienst der Wehrmacht stehen, sei es als Schwestern vom Roten Kreuz, als Nachrichtenhelferinnen oder in den sonstigen Verwaltungsstellen. Wenn der Soldat diese Frauen Kameradinnen nennt, so kann und darf das nicht bedeuten, daß er sich ihnen gegenüber, eben weil sie Kameradinnen sind, gehen läßt, und sei es auch nur im Umgangston. Ich meine, diese Kameradschaft verpflichtet ihn, sich ihnen gegenüber nicht nur korrekt, sondern erst recht ritterlich und als guter Kamerad zu verhalten.

Die große Menge, namentlich der Jungen, Unerfahrenen, läßt sich, ohne daß sie es recht bemerkt, in ihren an sich gewiß gesunden und sauberen Gefühlen und Meinungen leicht beeinflussen, an das Gewöhnliche gewöhnen und schließlich auch entwürdigen. Was Dienst am Vaterland sein sollte und von uns in der Heimat in seiner Art so geachtet werden möchte wie der Einsatz des Soldaten, das wird dann in abscheulicher Weise verdächtigt und gemein gemacht. Wer hier anklagen will, der prüfe zunächst sich selbst, ob er sich nicht mitschuldig gemacht hat. Der Grund alles Übels scheint mir der Mangel an Ehrfurcht zu sein, an Ehrfurcht vor der Frau, vor dem Leben überhaupt, das ja nicht mir und dir gehört, sondern dem Vaterland. Dienen wir nicht alle, wie wir da sind, Männer und Frauen, an der Front und in der Heimat, der einen Idee: Deutschland?

Die Soldaten erwarten als Selbstverständlichkeit, daß sich ihre Frauen und Mädchen in der Heimat den Kriegsgefangenen und dem übrigen fremden Volk gegenüber, das bei uns Gastrecht genießt, zurückhalten und ihre Frauenehre bewahren. Mit demselben Recht können dann auch unsere Frauen erwarten, daß ihre Soldaten die Hände weglassen von den Frauen und Mädchen in den fremden Ländern, deren Männer oft genug ihre verbissenen und mit den grausamsten Mitteln kämpfenden Gegner sind. Das wäre ein falsches, verlogenes Recht, das einer nur vom andern fordert und das er nicht selbst erfüllt.

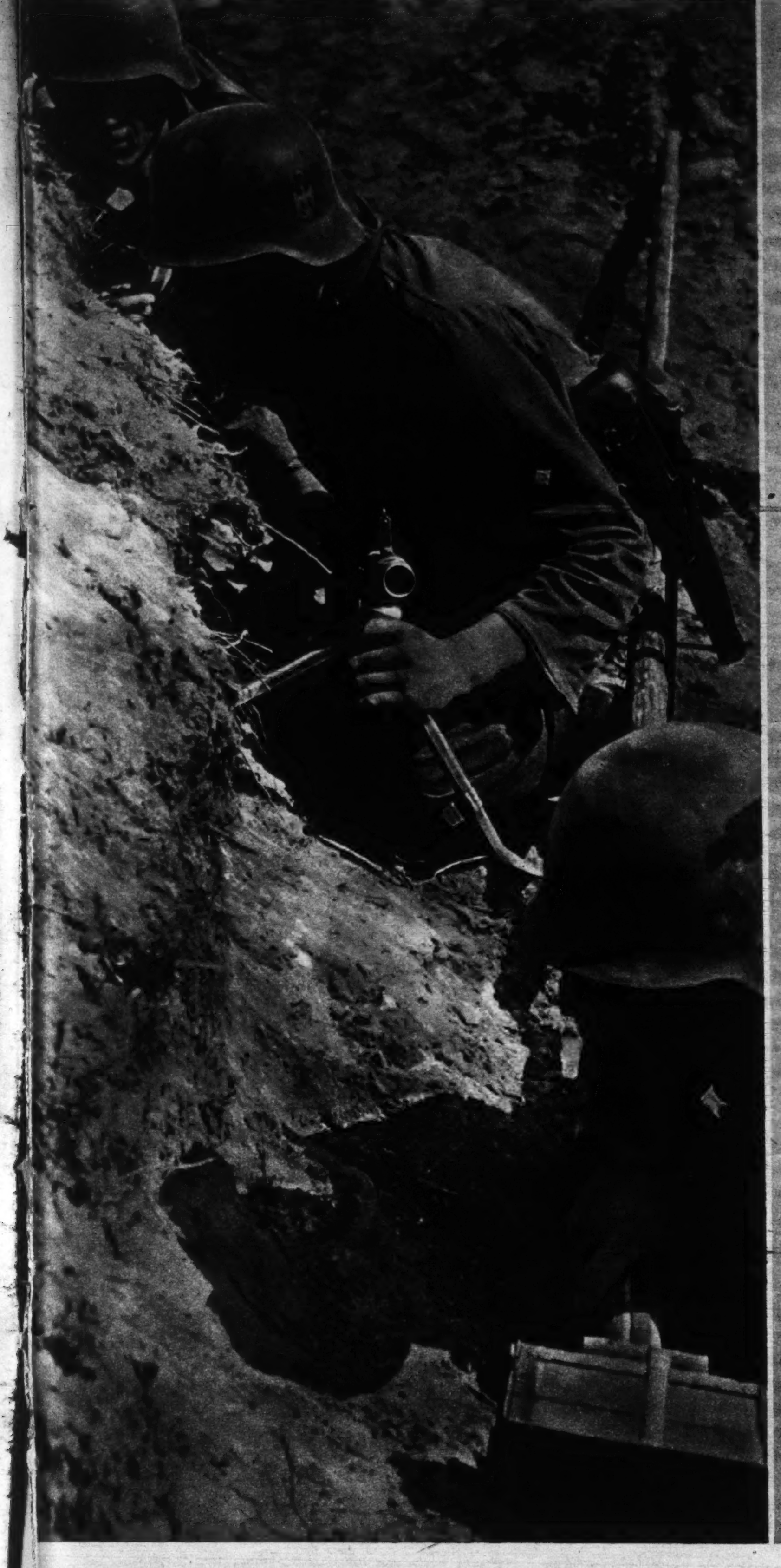
So, damit habe ich, glaube ich, einiges von dem, was es hier zu sagen gibt, ausgesprochen. Für den Kerl, der Ehre im Leibe hat, ob er nun jung ist oder alt, ein Windhund oder ein schüchternes Gemüt, kann es meines Erachtens keine Frage geben, wie er sich den Frauen draußen gegenüber zu verhalten hat: n u r anständig, n u r ritterlich, n u r als ehrlicher Soldat. Die Probleme freilich, das weiß ich wohl, sind damit auch für den treuesten und besten Mann nicht aus der Welt geschafft. Konflikte werden immer noch möglich sein. Solange einer ehrlich bleibt und bereit ist, sich selbst an die Kandare zu nehmen und zu bezwingen, solange vergibt er sich auch nichts als Soldat. Ein gutes und tapferes Leben ist noch niemals ohne Kampf gelungen. Der Kamerad kann wohl hier und da Hilfsstellung geben, die dunklen Dämonen in der eigenen Brust besiegen aber kann man nur ganz allein. Wem es indessen genügt, billig zu leben, mit minderwertigen Erlebnissen auszukommen, dem kann auch der beste Kamerad nicht helfen. Ich bin davon überzeugt, daß es die große Mehrzahl von uns nach einer anderen, schöneren und edleren Erfüllung unseres Daseins verlangt. Wie anders sollten wir die Opfer rechtfertigen, die täglich dafür gebracht werden?

Einen herzlichen Händedruck Ihnen: Heil und Sieg!

Ihr

Georg Grabenhorst

Unser Titelbild: Straßenkampf
Aufnahme von Kriegsberichter Zündorf



Der Krieg erfordert laufend Verbesserungen an Waffen und Gerät. Jeder Soldat, der auf Grund seiner im Kampfe gewonnenen Erkenntnisse glaubt, wertvolle Anregungen oder Vorschläge geben zu können, ist berechtigt und verpflichtet, diese an die Feldpostnummer 12000 einzureichen

←

Jeder Grenadier kennt das Zweibein des Maschinengewehrs, und jeder Schütze Eins hat sich oft genug darüber geärgert, wenn es gerade in dem Augenblick, als er in Stellung gehen wollte, abrutschte. Einer unserer Kameraden im Osten, dem in einer solchen Situation kostbare Sekunden verlorengingen, kam auf die Idee, dem Zweibein eine Konstruktion zu geben, die das Abrutschen verhindert. Das bisher notwendige Drehen des Zweibeins wollte er überflüssig machen. Gleichzeitig erfand er eine Vorrichtung, die das Abklappen des Zweibeins vereinfacht. Er sandte eine Skizze seiner Erfindungen direkt an die Feldpostnummer 12000.

Diese Feldpostnummer ist die Anschrift einer eigens durch einen Führererlaß eingerichteten Abteilung, die zu dem Zwecke ins Leben gerufen wurde, alle Verbesserungen und Erfindungen an Waffen und Gerät, die draußen gemacht werden, zu prüfen. Alle Eingänge, ob brauchbar oder unbrauchbar, werden genau registriert, und der Absender erhält sofort eine Eingangsbestätigung.

→

Der Sachbearbeiter im Reichsministerium für Bewaffnung und Munition bekommt die Zeichnung vorgelegt. Er hat schon viele Vorschläge zur Verbesserung des Zweibeins gesehen, aber alle sind noch zu kompliziert. Er ist Fachmann durch und durch. Als er die Zeichnung sieht, sagt er: „Endlich einmal eine gute Lösung." Der Vorschlag wird sofort weitergegeben.





FELDPOSTNUMMER 12000

FRONTSOLDATEN MACHEN ERFINDUNGEN ZUR VERBESSERUNG IHRER WAFFEN

VON WACHTMEISTER KURT NEHER

Es gibt Erfindungen, die liegen sozusagen in der Luft; es ist mit ihnen genau so wie mit dem Ei des Kolumbus. Da praktiziert einer jahrelang herum, probiert immer wieder aus, sitzt Tag und Nacht an der Lösung einer bestimmten Konstruktion und kommt, wie man so sagt, nicht auf den „richtigen Dreh". Ein anderer, der hinzukommt, schaut nur einmal hin und hat schon erfunden, hat einen Weg erspäht, der die Lösung ist.

Aber von der Idee bis zur Ausführung der Erfindung ist ein weiter Weg, und es gibt unzählige Erfinderschicksale, die dornenvoll und hart waren, bis sich die Konstrukteure mit dem, was sie erfanden, durchsetzen konnten. Nehmen wir aus der Vielzahl dieser Schicksale eines, das uns, wenn wir über die Erfindungen von Soldaten sprechen, immer wieder inferessiert: es ist das Schicksal des österreichischen Oberleutnants Burstyn. Als er im Jahre 1911 mit den Entwürfen für ein gepanzertes Motorfahrzeug vor das Kaiserlich-Königliche Kriegsministerium trat, um sie dort prüfen zu lassen, wurden seine Pläne als die Ideen eines Außenseiters abgelehnt. Er versuchte sein Glück noch einmal beim Preußischen Kriegsministerium, dem er größeren Weitblick zutraute. Das Ergebnis blieb das gleiche. Er bekam einen ablehnenden Bescheid. Man hatte damals in Deutschland kein Interesse an neuen Waffen, deren Entwicklung überhaupt noch nicht abzusehen war und deren Konstruktionen eine völlige Umstellung des gesamten militärischen Denkens im Gefolge haben würden. Der Erfinder einer bahnbrechenden Neuerung scheiterte am Bürokratismus. So kam es, daß gegen Ende des Jahres 1914 zum erstenmal einzelne englische Wagen in Verbindung mit Infanterie die deutschen Linien angriffen, um dann endlich im Masseneinsatz von 300 Wagen bei der großen Tankschlacht von Cambrai in überraschendem Auftauchen mit harten Faustschlägen den Eintritt gepanzerter Kampfmaschinen in die Kriegsgeschichte anzumelden.

Das Panzerfahrzeug war eine von den Erfindungen, die sozusagen in der Luft liegen. Wer die ersten Anregungen aufgreift, hat stets die Aussicht, die Führung zu behalten. Das gilt für jedes Gerät.

Auf den Reißbrettern der Konstrukteure werden in einem Kriege bereits die ersten entscheidenden Siege, noch bevor die Heere aufeinanderprallen, erfochten. Hätte man diese Tatsache schon 1911 klar erkannt, dann wäre der erste Einsatz von Panzerkampfwagen auf deutscher und nicht auf englischer Seite, zumindest aber gleichzeitig mit dieser, erfolgt.

Einen zweiten Fall Burstyn wird es in Deutschland niemals mehr geben. Dafür sorgt ein modernes, mit allen Mitteln der Technik ausgestattetes Waffenamt, eine weitgehende Erfinderförderung und der Erlaß des Führers vom 17. April 1942, der alle Erfindungen und Vorschläge der Front für Verbesserungen an Waffen und Gerät einer Stelle zuleitet, die dem Reichsminister für Bewaffnung und Munition, Speer, untersteht. Das ist die Feldpostnummer 12000!

Über 5000 Einsendungen von der Front sind im Laufe von sieben Monaten bereits bei dieser Feldpostnummer eingelaufen. Eine auf den ersten Blick unabsehbare Zahl von Erfindungen, Verbesserungsvorschlägen und Neueinrichtungen an bereits vorhandenen Geräten hat der deutsche Soldat zusammen mit Plänen, Zeichnungen und Modellen zur Einsendung gebracht.



Das Heereswaffenamt läßt von einem erfahrenen Mechaniker in seiner Werkstatt ein Modell des Zweibeins herstellen. Es ist genau so, wie sich's der Erfinder draußen an der Front vorgestellt hat. Er, der inzwischen zum Unteroffizier befördert wurde, darf es an Ort und Stelle selbst begutachten, denn man hat ihn kurz beurlaubt, damit er den Arbeitsgang miterleben kann. Als er das Modell sieht, strahlt er über das ganze Gesicht: „Tadellos, so kommen wir der Sache schon näher!"



Nun kann die eigentliche Prüfung stattfinden. Sowohl der verbesserungsbetreuende Sachbearbeiter des Reichsministers Speer als auch die für Schnellfeuerwaffen zuständigen Offiziere des Heereswaffenamtes sind sich in kurzer Zeit darüber klar, daß die Sache konstruktiv in Ordnung ist. „Aber nun wollen wir mal sehen, ob sich in der Praxis nicht doch noch Änderungen ergeben", meint einer der Sachbearbeiter.



Der Truppenversuch, der von der Truppeninspektion auf einem Übungsplatz durchgeführt wird, entscheidet über die endgültige Verwendung. Im heerestechnischen Büro wird die Änderung des Zweibeins nun noch fertigungstechnisch bearbeitet, die neue Form in die alte Zeichnung übertragen, Maße und Toleranzen festgelegt und alles so weit geregelt, daß später im Werk überhaupt keine Schwierigkeiten mehr entstehen können.



Wenige Zeit später kann die neue Fertigung bereits anlaufen. Stück für Stück kommt aus der Prägemaschine, wird nachgesehen und dann zusammengesetzt. Täglich gehen Tausende von Maschinengewehren an die Front, die nun bereits schon mit dem neuen, verbesserten Zweibein ausgerüstet worden sind.

Es ist dabei nicht nötig, daß der Dienstweg eingehalten wird. Jeder kann sich direkt an die Erfinderfeldpostnummer wenden.

Es ist selbstverständlich, daß es keine leichte Arbeit ist, aus Tausenden von Einsendungen das Brauchbare herauszusuchen; es ist eine Arbeit, die sich mit Goldwaschen oder Diamantgraben vergleichen läßt. Aber gerade auf diese wenigen, brauchbaren Funde kommt es an.

Die Vorschläge aus der Truppe umfassen alle Gebiete, mit denen der Soldat zu tun hat. Sie beschäftigen sich mit medizinischen Problemen ebenso wie mit neuen Methoden zum Rammen von Pfählen beim Brückenbau und machen vor heiklen Fragen der Taktik ebensowenig Halt wie vor Überlegungen zur Schaffung neuer Werkstoffe. Fragen der Hundedressur interessieren sie ebensosehr wie Verbesserungen am Infanteriegeschütz oder am Morseapparat. Diese Themen lassen sich noch durch tausend andere erweitern. Alle Dienstgrade sind als Erfinder vertreten, vom Grenadier bis zum General, und je größer die Schwierigkeiten und Probleme sind, desto größer ist auch die Schar derer, die sich Gedanken darüber machen, wie man sie überwinden könnte.

Was spielt es schon für eine Rolle, wenn viele Ideen bereits bekannt sind, wenn manche Vorschläge aus Fertigungsgründen nicht ausgenützt werden können. Heute schon läßt sich sagen, daß mancher dieser fünftausend Gedanken unsere Konstrukteure in ihrer Arbeit befruchtet hat und der Entwicklung der einen und der anderen Waffe eine ganze bestimmte Richtung gab. Sieben Monate Arbeit haben bewiesen, daß durch die Feldpostnummer 12 000 die Erfahrung der Front zum hohen Nutzen der Front das Wort ergreift.

Ein Gefreiter beispielsweise, der Schütze Eins einer MG-Gruppe, ärgerte sich, wie wir alle, die wir mit dem MG zu tun haben, und wie sich täglich Hunderttausende von anderen Kameraden ärgern, über das Zweibein, und zwar war es die alte Geschichte, die wir alle kennen: es rutschte ihm nach vorn ab, wenn er in der Hitze des Gefechtes das Zweibein nicht gedreht hatte. Eines Tages kam ihm, als er sein Zweibein und diese verdammte Rutscherei wieder verfluchte, eine Idee. Und diese Idee war der Grundstock der beiden Erfindungen, von der unsere Bilder berichten. Er fand eine Vorrichtung, die die Drehung des Zweibeins überflüssig macht, und zwar durch Herausfräsen eines Anschlags. Die zweite Erfindung war das vereinfachte Abklappen des Zweibeins. Es erfolgt nun durch Zusammendrücken der beiden Beine, ohne daß eine besondere Sperrfeder ausgelöst werden muß, während früher die linke Hand mit Zeige- und Mittelfinger die Sperrfeder gegen den Mantel drücken mußte. Er machte eine Skizze von seinen Erfindungen sowie kurze Erläuterungen dazu und sandte sie an die Feldpostnummer 12 000, wo die Vorschläge des Schützen Eins in kurzer Zeit geprüft und durchkonstruiert wurden, so daß bereits nach kurzer Zeit diese technisch zwar kleinen, aber für den Frontsoldaten bedeutsamen Erfindungen in Serienanfertigungen in die Praxis umgesetzt werden konnten.

Und ein anderer Fall: Als unsere Grenadiere im vergangenen Winter bei sibirischer Kälte hinter dem MG lagen und jedesmal vor dem Schießen den rechten Fäustling ausziehen mußten, um an den Abzug zu kommen, da sagte sich ein unbekannter Gefreiter: „Verdammt, so geht das nicht mehr weiter." Und eines Tages lag das fertige Modell des Winterabzuges auf einem Tisch des Heereswaffenamtes. Die Waffenmeisterei eines Bataillons irgendwo im Osten hatte es mit eigenen Mitteln angefertigt. Es bestand aus einigen Zentimetern Abfallblech einer stehengebliebenen Karosserie, drei Nägeln, zwei Splinten aus dünnem Stahldraht, drei Gleitröllchen aus der Ölleitung einer abgeschossenen Rata und einer alten Kastenbodenfeder. Ein abenteuerliches Ding! Aber tadellos durchdacht, einfach in der Handhabung, durchaus brauchbar und, was das Wichtigste ist, die Lösung einer notwendigen Forderung. Ein paar Zeichnungen liegen dabei, mit einem kurzen Schriftsatz, wie sich der Erfinder alles gedacht hat. Mehr ist nicht notwendig.

Am 1. des Monats verließ die Sendung den Gefechtsstand des Infanteriebataillons, machte den weiten Weg über die verschlammten Straßen des Ostens und hatte am 24. bereits alle technischen Abteilungen des Waffenamtes zur Begutachtung durchlaufen und lag nun zur endgültigen Schlußbeurteilung und Auswertung auf dem Tisch des verantwortlichen Abteilungschefs, der sich noch einmal mit seinen Ingenieuren besprach. Es war dann nur noch eine Frage von Stunden — und die Industrie bekam die Anweisung zur Produktion des Winterabzuges. Die Pläne wanderten zum Patentamt, um das geistige Gut des Erfinders zu schützen und ihm seinen finanziellen Anteil zu sichern.

Noch ein Beispiel: Eines Abends bekommt der Landesschütze Sch., irgendwo an der Ostfront, den Befehl, mit mehreren Kameraden zusammen MG-Gurte mit scharfer Munition zu füllen. Die Männer arbeiten ununterbrochen die ganze Nacht hindurch. Die Hände sind ihnen schon lahm vom ewigen Drehen der Kurbel. Der Schütze Sch., der zu Hause in seinem Dorf den Beruf eines Wagners ausübt, ist nicht gerade in allerbester Laune. Man könnte den Gurtfüller schließlich auch einfacher konstruieren, sagt er sich, damit Mühe und Zeit gespart wird. Und dann sieht er plötzlich eine Lösung: Mann, du mußt einen neuen Gurtfüller bauen! Technisches Verständnis hat er von Hause mitgebracht. Er findet einen Kommandeur, der ihn versteht, und so wandert denn eines Tages der erste Gurtfüller über die Feldpostnummer 12 000 in das Heereswaffenamt.

Das Gerät wird geprüft. Es ist brauchbar, wenn man noch einige Änderungen vornimmt. Dazu wird der Landesschütze Sch. aus Ostpreußen, der zu Hause Leiterwagen baut und eine Hühnerfarm besitzt, in eine Versuchswerkstatt des Waffenamtes kommandiert, wo er mit Unterstützung von Fachkräften seinen Gurtfüller so durchkonstruiert, daß er frontverwendungsfähig wird. Der inzwischen zum Unteroffizier beförderte Erfinder erhält eine Sonderbelohnung vom Waffenamt und Lizenzen auf sein Patent. Denn jede Arbeit ist ihres Lohnes wert!

Nun steht das neue Gerät im Produktionsgang. Es kostet die Hälfte des alten, es arbeitet bedeutend rascher, die Bedienung ist müheloser und die Verpackung ist einfacher, da man es, ohne eine Vorschrift studieren zu müssen, in jedem Munitionskasten verstauen kann.

Ein Gurtfüller! Was ist schon ein Gurtfüller? wird sich mancher fragen. Aber hundert solcher hochwertiger Spitzengeräte im „Troß" überlegener deutscher Waffen geben dem Frontsoldaten alle Möglichkeiten zur Wahrung ihrer Kampfüberlegenheit. Der alte Gurtfüller war dem unserer Feinde bereits überlegen. Der neue ist es noch mehr. Wir gurten mit diesem Gerät in knapp 15 Minuten weit über tausend Schuß MG-Munition. Das können die anderen nicht.

Man nimmt den neuen Gurtfüller in die Hand und überlegt: Warum ist auf diese einfache Idee nur vorher kein Mensch gekommen. Das ist es eben! Manchmal bedarf es nur einer kleinen Anregung — und ein Handwerker findet mühelos, was zwei Ingenieure vorher vergeblich suchten. Die Hauptsache ist nur, daß die Lösung überhaupt gefunden wird, und daß sie an die rechte Stelle gelangt, wo sie ausgewertet werden kann. Dafür aber ist die Arbeit der Feldpostnummer 12 000 die sicherste Bürgschaft!



Karte: Gefr. Werner Kruse

COLIN ROSS:

Ich fliege über Tunis

LÄSST SICH DER MITTELMEERRAUM VON AFRIKA AUS EROBERN?

Es war im Frühling vorigen Jahres, als ich das französische Verkehrsflugzeug nach Algier auf dem Flugplatz El Auina bestieg. El Auina ist das Aerodrom von Tunis, der Hauptstadt des tunesischen Protektorates. Es war das Endziel meiner nordafrikanischen Reise, die im vorhergehenden Herbste begann. In monatelanger Fahrt per Bahn, per Auto, selbst per Kamel hatte ich die Atlasländer durchstreift, vom Atlantischen Ozean bis an die Syrte, vom Mittelmeer bis tief in die Sahara. Mit dem „Auge der Erde" hatte ich ihre Einzelheiten in mich aufgenommen, die allmählich in eine Gesamtschau zusammenflossen. Diese wollte ich jetzt auf dem Rückfluge mit dem „Auge der Luft" nochmals auf ihre Richtigkeit überprüfen.

Mit dem Flugzeug wurde uns ja nicht nur ein „Zauberteppich" beschert, der den uralten Wunschtraum der Menschheit erfüllt, uns blitzschnell in „ferne Länder" zu tragen, sondern gleichzeitig ein zweites Auge. Dieses „Auge der Luft" läßt uns Dinge schauen, die dem der Erde Verhafteten verborgen blieben. Wie in einem aufgeschlagenen Buche liest man aus großer Höhe Wesen und Schicksal von Ländern und Völkern. Die alten Reichsstraßen der Inkas, deren Spuren auf der Erde längst dichter Pflanzenwuchs verwischte, zeichnen sich aus der Luft als klar erkennbare Linien an den Hängen der Anden ab. Und wie sich unser Flugzeug jetzt in Spiralen hochschraubt, ist es, als versickere das Wasser der weiten tunesischen Bucht, und an seiner Stelle scheint Gras zu sprießen.

Fährt man auf dem Damm von Tunis nach Goletta, so breitet sich zu beiden Seiten undurchsichtig dunkle Flut. Von oben aber wird erkennbar, wie seicht sie ist. Der grüne Untergrund seiner Wasserpflanzen durchbricht den Wasserspiegel, und sofort wird einem bewußt, in welch geringem Maße die Araber Seefahrer waren. Sie waren die ersten Besitzer dieses zusammen mit Sizilien das Mittelmeer beherrschenden Gestades, die seine einzigartige seestrategische Bedeutung nicht erkannten. Selbst als sie die Hauptstadt von Kairuan im Innern des Landes an die Küste verlegten, wählten sie nicht Karthago am offenen Meer, sondern das unbedeutende Städtchen Tunis an der flachen Bucht.

Wir schweben jetzt so hoch, daß sich die Byrsa, auf der Dido, die Gründerin Karthagos, ihre Burg baute, klar unter uns abzeichnet, wie auch der Rand des Kothon, des Kriegshafens, in dem die Trieren der Barkiden, jener Männer aus dem Geschlecht des Hamilkar Barkas, dem Vater Hannibals, ankerten. Eine feine, weiße Schaumkrone kränzt die Küste, an der Steinquader noch von den Kais künden, an denen einst punische Handelsschiffe ihre Waren ausluden. Darüber blaut der Frühlingshimmel, dessen Bläue das Meer zurückwirft. Das heißt, auch hier berichtigt das „Auge der Luft" unerbittlich den ersten flüchtigen Eindruck von der Erde aus. Indem es die Bläue des Wassers abschwächt, verrät es seine verhältnismäßig geringe Tiefe und kündet die Landbrücke, die einst von Tunesien nach Sizilien hinüberführte.

Die Enge von Sizilien ist die Schicksalsstraße des Mittelländischen Meeres, nein, vielmehr des gesamten mediterranen Raumes. Wer an ihren beiden Ufern sitzt, beherrscht ihn. Daß sich die Punier nicht auf die Dauer Siziliens zu bemächtigen und erst recht nicht in Unteritalien Fuß zu fassen vermochten, daran scheiterten sie. Und ebenso ging es später den Arabern. Rom aber gelang es, die sizilische Schicksalsstraße fest in seine Hand zu bekommen. Darauf gründete sich sein mediterranes Imperium. Mit dem Fall Karthagos begann Roms „Weltherrschaft", die in Wirklichkeit eine über den mediterranen Raum war.

Warum unterlag Karthago, warum siegte Rom? Weil das Mittelmeer kein Ozean ist, sondern ein Binnensee. Es wird nicht von der Wasserfläche aus beherrscht, bzw. von den auf ihm schwimmenden Flotten, sondern von den Ufern aus, d. h. den diese beherrschenden Heeren. Freilich müssen sie über das Wasser gebracht werden. Das Geleitzugproblem existierte zu den Zeiten des Scipio Africanus nicht weniger als zu denen Rommels. Wird es gelöst, so ist auf einem Binnensee Landmacht stärker als Seemacht. Daß sie es nicht zu lösen vermochten, daran scheiterten die Goten, die nicht einmal über die Enge von Gibraltar nach dem ersehnten Afrika überzusetzen vermochten. Die Vandalen dagegen, die ursprünglich ebensowenig Seefahrer waren wie die Römer oder noch weniger, erkannten gleich den kriegerischen Ackerbürgern Roms, daß sie bis zu einem gewissen Grade Schiffbauer und Seeleute werden müßten, und Geiserich brach erst dann von Südspanien auf, als seine Mannen beides geworden waren.

Die aus der Wüste stammenden arabischen Beduinen aber vermochten den Mittelmeerraum nicht restlos zu beherrschen, weil sie zunächst reine Reitervölker waren. Freilich wurden auch sie mit der Zeit Seefahrer, ja gefürchtete Seeräuber. Aber als sie es wurden, war es zu spät, vor allem, da der Schwung wie die staatenbildende Kraft der ersten Eroberungsepoche bereits erlahmt war.

Wenn es nicht zu einem arabischen Mittelmeerreich kam, noch später zu einem türkischen, so spielt allerdings noch ein anderer wesentlicher Faktor mit. Der mediterrane Raum läßt sich in seiner Gesamtheit wohl vom europäischen Ufer aus erobern, niemals jedoch vom afrikanischen. Afrika als solches hat ja überhaupt nie aus sich heraus die Kraft zu einer über seine Grenzen hinausreichenden Eroberung und imperialen Politik besessen. Darüber hinaus ist Nordafrika ein verhältnismäßig schmaler mediterraner Streifen, den die Sahara von allem Hinterland absperrt. Hinter den europäischen Küstenländern aber steht der nachdrängende Druck einer an Masse und Mitteln reichen Bevölkerung wie der eines Gewalthaufens in mittelalterlicher Schlacht.

So vermochte die Südküste des Mittelmeeres immer nur als Sprungbrett für einen außerafrikanischen Angreifer zu dienen. Diese Angreifer stammten bisher sämtlich aus Asien. Nicht einer von ihnen kam ans Ziel, nicht die Araber, nicht die Türken, noch vor ihnen Perser oder Assyrer, die sich nacheinander Nordostafrikas bemächtigten. So wird es auch dem neuen Rivalen um die Herrschaft über den mediterranen Raum ergehen, der diesmal vom Atlantik herkommt. Ja, seine Chancen sind noch geringer, da sein Anmarschweg länger und gefährdeter ist. Solange deutsche und italienische Truppen beiderseits der Straße von Sizilien stehen, kann von einer britischen Seeherrschaft im Mittelmeer keine Rede sein.

Tonnage Torpedos Toropez

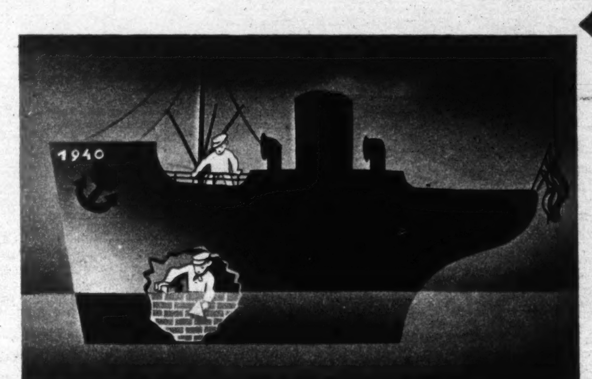


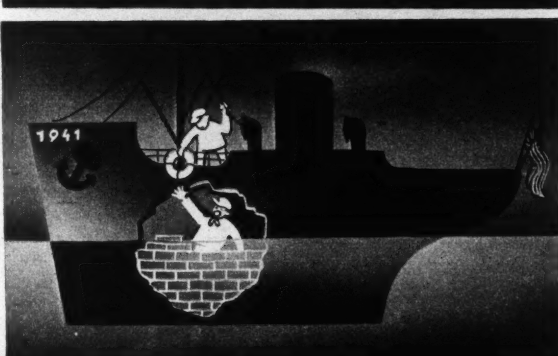
U-Boote helfen der Ostfront

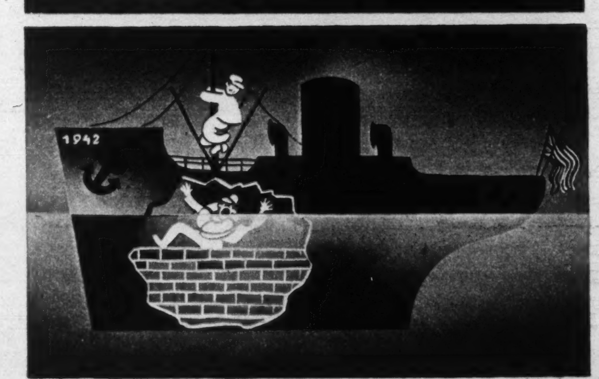
1

Es gibt Brücken zwischen Toropez und der Karibischen See, zwischen Westafrika und dem Don, zwischen dem Kaukasus und dem St.-Lorenz-Strom. Die Schlacht auf den Meeren und die Schlacht im Osten wachsen mehr und mehr zu einer einzigen Front zusammen. So wie die Störflüge der Luftwaffe gegen die hinteren Nachschublinien der Bolschewisten den Heldenkampf unseres Heeres unterstützen, so arbeiten auch unsere U-Boote vor dem Lorenzstrom und vor Afrika für den Landser am Wolchow, am Don und an der Wolga, wenn sie Schiff um Schiff der feindlichen Transportflotte versenken. Bei einer der großen Geleitzugschlachten im Nördlichen Eismeer wurde bekanntlich so viel Kriegsmaterial aller Art zu den Fischen geschickt, daß die Bolschewisten damit eine ganze kriegsstarke Armee hätten ausrüsten können. Wenn darum unsere Ostkämpfer die Sondermeldungen über die Erfolge unserer U-Boote hören, werden sie nicht nur an versenkte Schiffe denken, sondern auch an versenkte Panzerwagen, Flugzeuge und Kanonen, an vernichteten Brennstoff und unschädlich gemachte Granaten. Aber selbst wenn es nur um Schiffe und nicht auch um ihre Ladung ginge, wäre die Wirkung der U-Boot-Blockade auch im Osten zu spüren. Denn mit jedem versenkten Feindschiff schwindet ein Stück verzweifelter Hoffnung der Sowjets, jemals, und sei es auch in ferner Zukunft, ihre Verluste durch den Nachschub an amerikanischen Panzern oder englischen Flugzeugen ausgleichen zu können. Darum gilt, was kürzlich ein englischer Zeitungsmann mit Schrecken feststellte: Der Krieg im Osten wird nicht unerheblich auch auf den Weiten der Ozeane entschieden

Zeichnungen: Gefr. Erich Haase







Das Leck in der Tonnage

2

42 Millionen BRT umfaßte zu Beginn des Krieges die Handelsflotte Englands, der Vereinigten Staaten und der den Feinden dienstbaren Mächte, das waren immerhin rund 60 Prozent der gesamten Welttonnage. Nach drei Kriegsjahren ruhen über 24 Millionen BRT auf dem Grunde des Meeres. Unter Berücksichtigung der Neubauten stehen den Feindmächten am Ende des dritten Kriegsjahres rund 25 Millionen BRT Handelsschiffsraum zur Verfügung.

Jedes neu versenkte Schiff wiegt nun in der Verlustbilanz der Gegner schwerer. Im ersten Kriegsjahr wurden allein von deutschen Seestreitkräften und von der deutschen Luftwaffe 4,3 Millionen BRT von den rund 42 Millionen des verfügbaren feindlichen Handelsschiffsraumes versenkt, also rund 10 Prozent. In das zweite Kriegsjahr traten die Gegner also nur noch mit etwa 37,7 Millionen BRT ihrer ursprünglichen Tonnage ein, davon wurden bis Ende des zweiten Kriegsjahres, d. h. bis Ende August 1941, von Deutschland allein weitere 8,7 Millionen BRT versenkt, das waren schon etwa 23 Prozent. Von den nun verbliebenen rund 29 Millionen BRT fielen wiederum allein den deutschen Blockadekräften 7,2 Millionen BRT zum Opfer, das sind rund 25 Prozent. In dieser Rechnung sind die Versenkungen noch nicht berücksichtigt, die auf das Konto der italienischen und der japanischen See- und Luftstreitkräfte gingen und die zusammen mit etwa 2,9 Millionen BRT zu beziffern sind. Da diese zusätzlichen Verluste vorwiegend im letzten Kriegsjahre eintraten, erhöht sich die Relativzahl der Verminderung der ursprünglich vorhandenen Feindtonnage auf 34 Prozent. Nicht berücksichtigt sind in dieser Berechnung allerdings die Neubauten auf englischen und amerikanischen Werften, durch die auch nach Zeugnissen von berufener amerikanischer Seite dieses katastrophale Bild höchstens gemildert, nicht aber in seiner Tendenz aufgehoben werden kann.



Ein Tanker getroffen

3

Aus einem einzigen Tanker kann der Gegner Tausende von Kampfwagen auftanken. Aber dafür genügt oft schon ein einziger Torpedo oder eine Fliegerbombe, um ganze feindliche Kampfwagenregimenter stillzulegen.

10 x 1 ist nicht 1 x 10

4

Aber nicht allein die Zahl, auch die Qualität entscheidet mit. Ein versenkter 10 000-Tonnen-Frachter kann nie und nimmer durch zehn neue 1000-Tonnen-Frachter ersetzt werden. Das Regiment Marine-Infanterie, das nach Ostasien sollte, aber in San Franzisko hängenblieb, weil der für den Transport bestimmte Übersee-Fahrgastdampfer eben in die Brüche ging, kann nicht in kleinen Küstendampfern die weite Reise über den ganzen Pazifik antreten. Gerade die für Roosevelts und Churchills „globale" Kriegführung unerläßlich nötigen Spezialschiffe — Tanker, Überseedampfer, Kühlschiffe — wurden im U-Boot-Krieg besonders hart mitgenommen, ihr Ersatz, ja selbst ihre Reparatur läßt sich nicht übers Knie brechen. Sie ist nur auf den größten Werften möglich, und sie erfordert Zeit, Zeit und nochmals Zeit....





Reparaturen gehen vor

Wir würden die Lage aber noch zugunsten unserer Feindmächte verzeichnen, wollten wir uns nur auf die Versenkungsbilanz beschränken. Die Bruttoregisterzahlen der bloß beschädigten Feindschiffe belasten das Arbeitsprogramm noch zusätzlich. Auf eineinhalb Milliarden Dollar lautete die Rechnung, die Nordamerika seinen englischen und sonstigen Verbündeten für die Reparatur ihrer Schiffe auf amerikanischen Werften ausstellte und auf dem Leih- und Pachtkonto verbuchte, das sind 15 Prozent der gesamten amerikanischen Rüstungshilfe. Und in England selbst waren im Oktober 1942 außerdem noch die Hälfte aller Werftarbeiter ausschließlich mit Reparaturen beschäftigt. Jedes bloß angeschlagene Feindschiff verzögert den Bau eines neuen um Wochen oder gar Monate. Es besteht auch keine Aussicht, künftig die Reparaturen zugunsten der Neubauten einzuschränken. Im Gegenteil: je länger der Tonnagekrieg andauert, desto größer wird auch der natürliche Verschleiß an Schiffsmaterial, desto mehr Werften werden ausschließlich für Reparaturen arbeiten müssen.



Unterm Röntgenschirm

Schiffsraum ist für die Feindstaaten das Blut ihrer Kriegswirtschaft, Schiffahrtslinien sind ihre Pulsadern. Sie sind abgeschnürt oder gestört. Blutleere in den Produktionsstätten und Blutstauung in den Rohstoffgebieten sind die Folgen. In Curaçao reichen die Reservetanks nicht mehr hin, um die Überproduktion an Erdöl aufzunehmen, in New York aber dürfen die Wolkenkratzer mit Ölheizung in diesem Winter nur noch eine Zimmertemperatur von 13 Grad aufweisen: Tonnagemangel. In Brasilien heizt man Lokomotiven mit Kaffee, in Argentinien raufen sich die Woll- und Flachsfarmer die Haare, weil sie ihre Produkte nicht mehr an den Mann bringen können, in Nordamerika aber werden für diese gleichen Güter Wucherpreise gezahlt: Tonnagemangel. Roosevelts Arbeitsminister weiß nicht mehr, woher er die Arbeitskräfte für Werften und Rüstungswerke nehmen soll, in Puerto Rico aber sind seit Amerikas Kriegseintritt 320 000 Menschen arbeitslos geworden, die Hälfte der gesamten arbeitenden Bevölkerung: Tonnagemangel.



Spinne und Mausefalle

Roosevelt griff nach Afrika. Deshalb mußte ein Teil der noch zwischen Mittelamerika und Nordamerika verkehrenden Tanker nach Afrika dirigiert werden. Die Öleinfuhr sank innerhalb eines Monats von 850 000 auf 750 000 Faß, das sind nur noch 50 Prozent des normalen Verbrauches. Unter Hinweis auf den für Afrika benötigten Schiffsraum wurde die Gesamteinfuhr nach den USA auf nur 500 zur Beförderung zugelassene Warengattungen beschränkt. Unter Hinweis auf Afrika erklärte der englische Ernährungsminister, die britischen Landwirte müßten im nächsten Jahre ihre Ernteergebnisse um 100 Prozent steigern, um eine Katastrophe zu verhindern. Unter Hinweis auf Afrika sinken die amerikanischen Waffenlieferungen für Stalin auf ein Minimum. Die „Zweite Front" in Afrika wirkt gegen Stalin, denn nun muß Roosevelt seine Fabriken für die eigene Armee arbeiten und seine Schiffe für eigene Armeelieferungen fahren lassen.

Und es handelt sich in der fortdauernden Transportschlacht vor Afrika längst nicht mehr um einzelne Schiffe, sondern schon um gewaltige Flotten. 600 000 Bruttoregistertonnen wurden allein in der ersten Phase des Rooseveltschen Afrikaabenteuers versenkt oder beschädigt. Dieses gewaltige Loch will gestopft werden. Immer neue Transportflotten muß deshalb Amerika vor die Torpedorohre unserer U-Boote schicken, denn nach einer Berechnung des Obersten Frank Roß, des Transportchefs der amerikanischen Invasionsarmee, braucht jeder amerikanische Soldat auf dem Kontinent oder in Afrika 15 BRT Transportschiffsraum für den Nachschub an Waffen, Verpflegung und Munition, wenn er nicht von Amerika im Stich gelassen werden soll.

Die Landung der USA-Truppen auf Guadalcanar machte die Konzentration der gesamten Pazifikflotte und selbst eines Teiles der Atlantikflotte nach Ostasien nötig. Japan schlug zu. Nun muß Roosevelt wohl oder übel neue Kriegsschiffe bauen, und zwar auf Kosten seiner Produktion an Flugzeugen und Panzern. Er muß aber überdies einen erheblichen Teil seiner noch einsatzfähigen Kriegsflotte vom Atlantik durch den Panamakanal in den Pazifik dirigieren, und das gerade jetzt, wo er auch im Atlantik immer mehr Kriegsschiffe zum Geleitschutz braucht. Seine schwimmenden Brücken nach Westafrika und Ostasien enden so beide in Mausefallen.



JENSEITS DER GRENZEN

ENGLAND Einen wesentlichen Teil der Bewaffnung des englischen Heeres macht die 8,76-cm-Kanonenhaubitze L/25 Vikkers aus. Sie wurde 1939 als 25-Pfünder in das Heer eingestellt. Die Granate dieser Kanonenhaubitze wiegt 11,3 kg, ihre Höchstschußweite beträgt 11 800 m. Um der Seitenrichtmaschine bei Rohrerhöhungen genügend Spielraum zu geben, sind die Lafettenwände weit auseinandergebogen. Stellt man das Geschütz auf eine Drehscheibe, so hat es ein unbeschränktes Seitenrichtfeld. Die Drehscheibe kann an der Protze oder an der Unterseite der Lafette mitgeführt werden. Das Höhenrichtfeld beträgt 60 Grad. Die Fortbewegung der Kanonenhaubitze, die in Feuerstellung gegen 2000 kg wiegt, erfolgt ausschließlich durch Kraftzug. Nach „Relazione Internationale" sollen die de Gaulle-Truppen der 8. Armee in Ägypten im August 1942 diese neuen 25-Pfünder statt der 7,5-cm-Kanonen erhalten haben.

SCHWEDEN Der Vierrad-Panzerspähwagen Landsverk, als Modell 40 im schwedischen Heer eingeführt, hat Allradantrieb. Im Drehturm befinden sich ein 2-cm-Geschütz und ein MG. Die Panzerstärke beträgt 6 bis 18 mm, sie ist durch Schrägführung verstärkt. Die Besatzung besteht aus vier Mann. Der Wagen ist mit Funkgerät ausgerüstet. Im Winter erhält der Panzerspähwagen weißen Tarnanstrich.

SPANIEN In Vigo wurde, wie die spanische Presse berichtet, die Erfindung eines spanischen Technikers vorgeführt, der ein elastisches Vollmetallrad für Automobile und Lastwagen konstruiert hat, das den Verzicht auf Gummireifen und Schläuche gestatten soll. Die Versuche wurden mit einem vollbeladenen Lastwagen auf schlechter Straße bei einer Geschwindigkeit von 70 km durchgeführt und sollen befriedigende Ergebnisse gezeitigt haben.

USA Nach einer Mitteilung des Marineministers beliefen sich die Kriegskosten des vergangenen Jahres auf 46 000 Mill. Dollar, also täglich auf 130 Millionen. Diese Summe übersteigt die gesamten amerikanischen Kriegskosten im ersten Weltkrieg, einschließlich der Anleihen an die Verbündeten, von 14 000 Mill. Dollar. Für dieses Jahr berechnete der Marineminister die Kriegskosten auf über 200 000 Mill. Dollar.

Das Räder-Gleiskettenfahrzeug findet in der amerikanischen Wehrmacht immer stärkere Verwendung. Der Grund hierfür sind nicht zuletzt die großartigen Erfolge, die die deutsche Wehrmacht mit den Zugkraftwagen errungen hat. Die Entwicklung der amerikanischen Typen erfolgt in enger Anlehnung an französische Patente. Die Lenkung erfolgt durch das Verschwenken der Vorderräder und durch eine Lenkbremse, die die innere Raupenkette bei Kurven entsprechend verzögert. Diese Fahrzeuge werden zum Schleppen der 75-mm-Feldhaubitzen (Spreizlafettengeschütz, wiegt in Fahr- und Feuerstellung um 1000 kg, Schußweite 8400 m) verwendet. Sie dienen gleichzeitig zum Transport der Bedienungsmannschaft.

HIER WIRD GEKNOBELT

Ein „wechselvolles" Währungsproblem

In Kolumbien, wo früher (ebenso wie im Nachbarstaate Venezuela) die Dollarwährung galt, wurde eines Tages verfügt, daß der venezuelische Dollar bis auf weiteres nur noch mit 90 Cents zu bewerten sei. Daraufhin verfügte die Regierung von Venezuela hinsichtlich des kolumbischen Dollars die gleiche Abwertung. Recht verstanden: im eigenen Lande galt also jeder Dollar 100, im Nachbarland aber nur 90 Cents.

Damals kostete ein Glas Whisky in beiden Staaten 10 Cents. Mister Kox aus Kolumbien, der gern Whisky trank, ging nun am Tag nach der Währungsänderung — er wohnte unmittelbar an der Grenze — mit einem „feindlichen" Dollar in der Tasche nach Venezuela hinüber, trank in einer Kneipe einen Whisky und bezahlte ihn mit dem venezuelischen Dollar, worauf er sich einen kolumbischen Dollar (gleich 90 Cents) herausgeben ließ.

Mit diesem kolumbischen Dollar ging er wieder über die Grenze, trank in einer kolumbischen Kneipe einen Whisky und bezahlte mit dem kolumbischen Dollar, worauf er sich einen venezuelischen Dollar herausgeben ließ.

Und so wechselte er den ganzen lieben Tag hinüber und herüber. Jedesmal trank er seinen Whisky, jedesmal zahlte er in der Währung des Landes, und jedesmal ließ er sich einen Dollar in der Nachbarwährung herausgeben. Am Abend war er kanonenvoll, aber immer noch hatte er einen Dollar in der Tasche.

Ja, und so wie Mister Kox machten es bald auch die andern Männer an der Grenze. Die Whisky-Geschichte hatte sich herumgesprochen. Noch nie wurde zwischen Kolumbien und Venezuela so viel Whisky konsumiert.

Wer aber finanzierte die „wechselvolle" Trinkerei? Die Wirte erhielten ihr Geld. Die Zecher behielten ihr Geld. Nur der Whisky ging den Weg alles Irdischen. Wer bezahlte ihn eigentlich?

Ein wechselvolles „Währungsproblem": Durch diese „Devisenschiebung", die übrigens nur so lange fortgesetzt werden konnte, bis alle venezuelischen Dollars aus Kolumbien und alle kolumbischen Dollars aus Venezuela verschwunden waren, wurde das Volksvermögen beider Länder gemindert. Die Zeche zahlten also die Staatskassen.

Zwei Grenadiere — und ein Name

Ich heiße Konrad, in mir steckt
Mein Nebenmann. — Er hat entdeckt,
Daß er genau in mir enthalten,
Nur muß er rückwärts sich entfalten.

Wer ist belesen?

Wie heißen die Verfasser nachstehender Werke der Literatur? Eine Herrenhofsage — Fliegerschule 4 — Datterich — Der Wille zur Macht — Der falsche Woldemar — Das Leben ein Traum — Paracelsus — Die Glücksritter — Das Dorf an der Grenze.

Die Anfangsbuchstaben der Autorennamen nennen einen Roman von Ina Seidel.

Anwartschaft auf Glück

Ein Hufeisen im Sand ich fand
Vor einem Haus in Griechenland.
Ich hab' es Wort und hab's mir Wort,
Als ich zur Ostfront mußte fort.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — ar — au — bahn — beits — bicht — bre — brem — cher — dow — druk — e — eis — for — fun — gau — glok — ha — hawk — ke — ke — ket — lac — larm — ma — me — mei — na — ne — o — pie — ra — ram — rei — reichs — rück — scha — se — se — ses — sis — ster — tai — te — teil — ti — to — to — to — trab — tritt — tu — u — ur — vail — vor — wald

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Grillparzer ergeben. 1. Göttin der vergeltenden Gerechtigkeit, 2. Richterspruch, 3. Teil des Fahrrades, 4. Spitze einer kleineren Kavallerieabteilung, 5. fruchtbare Stelle in der Wüste, 6. die „Straßen Adolf Hitlers", 7. aromatisches Kraut, 8. RAD.-Einheit, 9. höfische Sitte, 10. Mörder Heinrichs IV. von Frankreich, 11. Streitaxt der Indianer, 12. Berliner Bildhauer, 13. Glücksgöttin, 14. Hirngespinst, 15. Spezialschiff, 16. Raubvogel, 17. ägyptischer Pharao, 18. chinesischer Wirbelsturm, 19. Gewerbebetrieb, 20. Signalgerät.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Alle Füße ändern sich: Topp, Hela, Leben, Matz, Elbe, Hummer, Esseg, Reger, Nahe, Wegen, Asta, Bund, Reni, Pose, Order, Hase. — Panzergrenadiere.

Silbenentnahme: Gott allein kann unseren Willen brechen, die Menschen und die Dinge nie.

Zahlenband: Berlin. Hilfe: Fehrbellin.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Krume, 5. Edam, 8. Rad, 9. Nora, 10. Reinerz, 13. Treiber, 15. Efeu, 16. Gau, 17. Newa, 18. Anger. Senkrecht: 1. Karren, 2. Uri, 3. Mantua, 4. Eder, 5. Enzian, 6. Arve, 7. Maurer, 11. Elfe, 12. Rega, 14. Bug.

Die lächelnde Landkarte

VON KARL LÜTGE

Wenn wir uns Einzelheiten der großdeutschen Landkarte zuwenden, dann werden wir auch über die aktuellen Ausweitungen hinweg feststellen, daß Geographie keineswegs trocken, sondern lebendig und in gewissem Sinne sogar eine heitere Wissenschaft ist.

Außer Berlin, der Weltstadt mit 330 Bahnhöfen und 50 Seen, hat das insgesamt auf engstem Raum lebende deutsche Volk nicht weniger denn 78 Großstädte; diese haben zum Teil verblüffende Eigenschaften: Wuppertal z. B. betreibt die seltsamste Bahn der Erde, die Schwebebahn, bei der die Wagenräder und die Schienen oberhalb des Daches laufen; Freiburg, die Schwarzwaldhauptstadt, zieht sich von 280 bis hinauf zu 1286 Meter Höhe und stellt mit der einzigartigen Schauinsland-Seilbahn die Verbindung zwischen unten und oben her, hat überdies Wein im Stadtgebiet angebaut und 20 Kilometer Bäche in den Straßen rinnen. Wien ist die größte Weinbaugemeinde der Erde mit 50 eingemeindeten Weinbauorten von Gumpoldskirchen bis Grinzing.

Deutschlands kleinste Stadt, Hauenstein am Hochrhein, besteht aus nur einer einzigen Straße, 29 Häusern und 150 Einwohnern. Zwischen Hauenstein und Berlin weist die Statistik rund 4000 weitere Städte auf, an Dörfern sogar 80 000! Trotzdem leben zwei Drittel der deutschen Bevölkerung in der Stadt und nur ein Drittel auf dem Dorf. Das umfangreichste Dorf ist mit 20 Ortsteilen, sieben Schulen und sechs Bahnhöfen Schreiberhau im Riesengebirge. Bad Gastein, das „deutsche Wolkenkratzerdorf“, besitzt acht- bis zehnstöckige Hotelpaläste.

Im verflossenen Zeitalter der Prospektlobhudeleien legten sich viele Orte klingende Beinamen zu, so daß man eine Zeitlang nicht weniger denn 275 als „Perlen“ prunken sah („Perle an der oberen X“ usw.). Doch während alle diese Bezeichnungen unwirksam und uneinprägsam blieben, setzten sich preisende Dichterworte schlagartig durch, wie bei der fachwerkfrohen Stadt Wernigerode am Harz, für die Hermann Löns die Bezeichnung die „bunte Stadt“ fand.

„Stadt an drei Flüssen“ nennt sich Passau am Zusammenfluß von Donau, Inn und Ilz. „Stadt mit der umfassendsten Rundsicht“ wünscht Breisach genannt zu werden. Als „Stadt der Treppen“ fanden wir die alte ehemalige Reichsstadt Nordhausen, jene sehenswerte tausendjährige Stadt zwischen Harz und Kyffhäuser, von der der Kautabak kommt. „Stadt am größten deutschen Wasserfall“ ist Triberg im Schwarzwald, und der „deutschen Städte lieblichste“ ist Heidelberg.

Weiterhin findet man auf Reisen kreuz und quer durch die Heimat oder in ernsthaften Verkehrs- und Bäderschriften die fischreichste Gegend Deutschlands beim alten Gichtbad Salzschlirf in Kurhessen, ein Kußecho in einer Waldschlucht bei Bodman am Bodensee und tropischen Pflanzenwuchs mit den höchsten Koniferen des Reiches bei Bad Schachen am Bodensee. Badenweiler besitzt drei Heilwasser-Schwimmbäder und erzählt mit den Römerbad-Ruinen von der Zeit, als die Römer in diesem schon damals vornehmen Bad vollendete Körperpflege trieben und es sich in diesem wärmsten Winkel Deutschlands, wo Stechpalmen bis in 800 Meter Höhe gedeihen, wohl sein ließen in Hallen- und Freischwimmbädern mit Thermalwasser.

Liebenswürdig benannt sind zahlreiche Orte, so z. B. Liebenstein in Thüringen, wo das „Liebesschloß“ des Meininger Theaterherzogs Erinnerungen an eine Zeit enger Anschauungen (nicht nur geographischer Art) weckt. Als der überhaupt verbreitetste Ortsname erscheint „Neustadt“. Diese Stadt mit dem „Dutzendnamen“ findet sich allein im Reichskursbuch fünfunddreißigmal als Bahnstation! Weit über 2000 Orte und Gutsbezirke betonen mit einem „Groß“ ihre erhöhte Bedeutung, wohingegen sich nur kaum 1000 bescheiden „Klein“ nennen.

Wer wird geneigt sein, selbst wenn er über geringe geographische Begabung verfügt, Schwarzwald in Thüringen zu suchen? Er findet es als Ortschaft nahe Ohrdruf in Thüringen und Thüringen als Dorf in Kärnten. Rhein ist als Ort in Ostpreußen, Pommern als Dorf an der Mosel zu entdecken!

„Krems und Stein sind drei Städte!“ So lautet ein Lehrsatz in der Geographiestunde. Ja, denn „Und“ ist ein Vorort des entzückend altertümlichen Städtchens Krems an der Donau. Wir spüren hier die Ähnlichkeit mit der alten Scherzfrage: Welcher Strom ist der größte Deutschlands? Rhein oder Weser? — Natürlich die Oder, die im alten Reichsgebiet der längste Fluß war, während dies jetzt die Elbe mit 1165 Kilometer Länge ist.

DES VOLKES HÖCHSTE AUSZEICHNUNG



DIE SCHWERTER ZUM EICHENLAUB

Generalmajor Karl Eibl,
Kommandeur einer Infanterie-Division
als 21. Soldaten der deutschen Wehrmacht



DAS EICHENLAUB



Oberstleutnant
Hermann Seitz,
Kommandeur eines Panzergren.-Rgt.
als 140. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Oberstleutnant d. R.
Hyazinth Graf v. Strachwitz,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Rgt. als 144. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Oberleutnant
Ekkehard Kylling-Schmidt,
Kompaniechef in einem Gren.-Rgt.
als 150. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Oberstleutnant
Ernst Nobis,
Kommandeur eines Jäger-Regiments
als 151. Soldaten der deutschen Wehrmacht

RITTERKREUZTRÄGER

Oberst Erich Abraham,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberleutnant Kurt Bahns,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Oberst Karl Becker,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Obergefreiter Rudi Brasche,
Gruppenführer in einem Panzergren.-Rgt.

Feldwebel Wilhelm Bredemeier,
Zugführer in einem Gebirgsjäger-Regiment

Hauptmann d. R. Friedrich August Graf von Brühl,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Rgt.

Oberstleutnant Otto Büsing,
Kommandeur eines Panzer-Regiments

Unteroffizier Oskar Cipa,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Erich Domaschk,
Bataillonsführer in einem Panzergren.-Rgt.

Hauptmann Bernhard Flachs
im Stabe eines Artillerie-Kommandeurs

Oberfeldwebel Hermann Fleischer,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Generalmajor Hans Gollnick,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Major Josef Graßmann,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberfeldwebel Otto Heinze,
Zugführer in einem Pionier-Bataillon

Oberstleutnant Vollrath von Hellermann,
Kommandeur eines Panzergren.-Regiments

Oberleutnant Heinr. Hollenweger,
Kompaniechef in einem Panzergren.-Rgt.

Oberleutnant d. R. Kurt Knaack,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Walter Kopp,
Bataillonskom. in einem Gebirgsjäger-Rgt.

Unteroffizier Otto Krogmann,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Major Dietrich von der Lancken,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Rgt.

Major d. R. Erich Lawall,
Kommandeur einer Radfahr-Abteilung

Gefreiter Harry Mirau,
Richtkanonier in einer Panzerjäger-Abt.

Unteroffizier Hans-Walter Möller,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant Gerhard Möws,
Kompaniechef in einem Kradschützen-Btl.

Oberstleutnant Kurt Freiherr von Mühlen,
Führer eines Jäger-Regiments

Oberst Friedrich Otte,
Kommandeur eines Jäger-Regiments

Hauptmann Fritz Roos,
Bataillonsführer in einem Gebirgsjäger-Rgt.

Major Burkhard Schmidt,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberstleutnant Richard Schmidt,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberleutnant d. R. Franz Silzner,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Generalmajor Siegfr. Thomaschki,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Hauptmann Eberhard Wolfram,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Major Rudolf Wulf,
Führer eines Grenadier-Regiments

ES STARBEN DEN HELDENTOD DIE RITTERKREUZTRÄGER:

Hauptmann Helmut Adam,
Führer einer Sturmgeschütz-Abteilung

Oberleutnant d. R. Franz Berger,
Kompanieführer in einem Panzergren.-Rgt.

Oberleutnant Wilh. Durchdenwald,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberstleutnant Klaus Freiherr von Hardenberg,
Kommandeur eines Panzergrenadier-Rgt.

Oberleutnant Heinz Kirchner,
Kompaniechef in einem Panzergren.-Rgt.

Oberleutn. Hans-Wolfram Knaak,
Kompaniechef in einem Lehr-Regiment

Oberstleutnant Ludwig Kohlhaas,
Bataillonskommandeur in einem Füsilier-Rgt.

Oberst d. R. Alexander Leschke,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Major Johann Mooshammer,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberleutnant Anton Mosandl,
Kompaniechef in einem Gebirgsjäger-Rgt.

Hauptmann Alfred Mues,
Bataillonskommandeur in einem Panzergrenadier-Regiment

Hauptmann Hellmut Pfeiffer,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Hauptmann Otto Stiefelmayer,
Kompaniechef in einem Panzer-Regiment

General der Panzertruppen Georg Stumme,
Oberbefehlshaber einer Armee

Feldwebel Helmuth Völkel,
Zugführer in einem Gebirgsjäger-Regiment

Oberleutnant Klaus Voormann,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Oberst Willi Winzer,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

DAS EICHENLAUB



Generalleutnant
Wolfgang Fischer,
Kommandeur einer Panzer-Division
als 152. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Generalleutnant
Karl Allmendinger,
Kommandeur einer Jäger-Division
als 153. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Generalleutnant
Mihail Lascar,
Kommandeur einer rumänischen Gebirgs-Division



Generalleutnant
Munoz Grande,
Kommandeur der spanischen Division

Was bedeutet uns
DAS RITTERKREUZ?

VON RITTERKREUZTRÄGER HAUPTMANN BECK-BROICHSITTER

Wenn wir vor Hitler-Jugend, Partei, Arbeitern oder Volksgenossen unserer Heimat von unseren Kampferlebnissen berichten, so geschieht das meist in einer frisch-fröhlichen Art. Sie gibt den Zuhörern einen Eindruck von unverwüstlichem deutschem Soldatentum. Und das ist gut so. Denn alle sind vom Kriege betroffen, mehr oder weniger. Sie wissen oder ahnen daher die Schwere der Kämpfe. Sie wissen, was der einzelne Grenadier und Musketier leistet, um auch nur e i n e n Gefangenen einzubringen, sie wissen, daß es stets eine Handvoll Soldaten ist, die ein Geschütz erobert, einen Panzer im Nahkampf anspringt oder als Spähtrupp in das Niemandsland schleicht. Nicht anders als die Soldaten des großen Königs halten sie mit ihren Leibern den Ansturm der Massen auf.

So hat es mit den Auszeichnungen unter den Feldsoldaten auch seine besondere Bewandtnis. Ein alter Obergefreiter meiner Kompanie sagte einmal: „Orden sind die Auszeichnung für Taten, die ein Vorgesetzter



Am wärmenden Bunkerofen *sitzt der Regimentskommandeur und Ritterkreuzträger inmitten seiner Grenadiere. In Kampf und Ruhestellung eine fest verschworene Gemeinschaft!* *Aufnahme von Kriegsberichter Kraayvanger*

sieht." Und doch ist jeder so unendlich stolz, vom Offizier bis zum Schützen, der das schwarz-weiß-rote Bändchen trägt. Es muß ja nicht nur von den Vorgesetzten, sondern auch besonders von den Kameraden anerkannt sein. Sonst ist sein Leben in dieser gerechten Gemeinschaft schwer. Neid gibt es vorn nicht. Wie oft habe ich nun schon jungen Soldaten das Band mit dem blinkenden schwarz-silbernen Kreuz durch das Knopfloch gezogen: Auf dem Gefechtsstand in einer stinkenden Panjebude, im Schützenloch, im tiefen Schnee oder aber vor der feierlich angetretenen Kompanie! Stets war es eine T a p f e r k e i t s t a t, die ich damit anerkennen konnte. Stets war es mein und der Kameraden Dank dafür.

Und wenn euch in der Heimat einer begegnet, der das verblichene Band trägt, auf der Brust das Sturmabzeichen, daneben das Verwundetenabzeichen, dann bedenkt dies: Dieser Mann war einer der Tapfersten in unserem Kampf, wenigstens dreimal stürmte er und sah das Weiße im Auge des Feindes, ließ hunderte Male die Bilder friedlichen Lebens hinter sich und lag zuletzt mit einem Schuß oder einem Splitter im Körper im Granattrichter, bis ihn in der Abenddämmerung die Kameraden nach hinten bringen konnten.

Und konnte ich einem der Eisernsten, Unerschrockensten und Zähesten das Eiserne Kreuz erster Klasse anheften, dann wurde es feierlich ringsum, und ich konnte oft nichts weiter sagen als: „Denken Sie daran, daß Sie die gleiche Auszeichnung wie der Führer tragen."

So verpflichtet das Eiserne Kreuz seit Generationen die Männer im Kampf wie im Leben.

Mit unserem Ritterkreuz ist es nicht anders. In den schweren Abwehrkämpfen auf breiter Front sind es überall Führer kleiner und kleinster Einheiten, die das Gefecht entscheiden. Ist der Feind im Schneesturm in einen Teil des Dorfes eingedrungen, so ist es ein Unteroffizier, ein Leutnant, der allein, ohne Befehl „von oben", mit 15 Mann zum Gegenstoß antritt. Im Kampf Mann gegen Mann wird der Feind niedergemacht, bis die Stellung wieder in eigener Hand ist. Kein Soldat würde dafür das Ritterkreuz erwarten. Im Nachbarregiment rechts und ebenso links geschieht täglich ähnliches. Und so vom Kaukasus bis zum Nordmeer — tausendfach.

Im Kampf der Infanterie wird Heldentum in schweren Augenblicken zur Notwendigkeit. Ihr pausenloser Kampf ist nur schwer mit Orden zu belohnen. Ein Musketier des Führers zu sein, ist der höchste Ruhm. Uns nun trug das Kriegsglück an entscheidende Stellen des Schlachtfeldes: eine Flanke war offen, eine Brücke, eine wichtige Straße bedroht, eingeschlossene Kameraden wurden entsetzt, eine Stellung gegen Übermacht gehalten, Panzer vernichtet. Aber der tägliche Kampf der Infanterie ist unscheinbar, schlicht und hart. Ein großer Teil des Krieges besteht für uns alle aus Marschieren, Fahren, Reiten, Hunger, Durst, Kälte, Hitze, Schneesturm, Staub, erfrorenen Gliedern und wunden Füßen. Hiermit werden die teuren Stunden erkauft, die das unvergleichliche Gefühl des Sieges bringen.

So tragen das Ritterkreuz nur wenige, aber Soldaten aller Dienstgrade. Wir Kompanieführer tragen es für die Tapferkeit unserer lebenden, verwundeten und toten Soldaten, es bedeutet uns das Vertrauen, das sie uns, ihrem Offizier, entgegengebracht haben und immer wieder entgegenbringen. Wir tragen das Zeichen des Sieges der Herzen über eine Masse von Bestien und wir tragen es letzten Endes für die eigene Beharrlichkeit, mit der wir den Krisen des Kampfes daraufhin begegnen konnten. Der Stolz der Kompanie auf ihren Führer ist ebenso groß wie der Stolz des Offiziers auf diese Kompanie, die ihn nie verläßt.

In der Heimat aber bedeutet uns das Ritterkreuz, daß wir endlich als Abgesandte der Millionen junger Kameraden vor die Kämpfer des ersten Weltkrieges treten können und sagen: „Bald stehen wir euch nicht mehr nach!"

Nachts mitten unter den Briten

EIN STOSSTRUPP IN TUNESIEN

Schon seit Tagen hat sich die Kampfgruppe W. in erbitterten Gefechten mit einem übermächtigen Feindverband festgebissen. Der Gegner stützt sich auf zwei beherrschende Höhen und eine Ortschaft, gegen die unsere Kräfte nur über offenes Gelände und durch einen Bachgrund anlaufen können. Um die Kampfkraft der Verteidiger des Häusergewirrs ohne große Verluste für die eigene Truppe zu schwächen, befiehlt der Kommandeur ein nächtliches Unternehmen. Die Führung legt er in die Hände erfahrener Stoßtruppkämpfer.

Es ist stockfinster, als die Stoßtrupps um Mitternacht die Stellungen verlassen und ins Tal hinabsteigen. Die dritte Gruppe bleibt als Feuerschutz im sträucherbewachsenen Bachgrund zurück, Oberleutnant H., der Kompaniechef, geht mit der ersten zum Hauptstoß gegen den Ort vor, während der westliche Ortsausgang das Ziel der zweiten mit Oberfeldwebel W. an der Spitze ist. Dort sollen Minen verlegt werden, damit der Gegner das Unternehmen nicht durch seine weiter rückwärts bereitgestellten Panzer stören kann.

Schweigend sind die Gruppen angetreten, wortlos tasten sie sich zu der eng aneinandergeschmiegten Häusermasse vor. Dort herrscht tiefe Ruhe, Mensch und Tier scheinen zu schlafen. Die Grenadiere aber wissen, daß nur zu viele Augen wachen.

Als der Oberfeldwebel mit seinen minenbeladenen Männern am Ziel angekommen ist, hat sich auch dort noch nichts geregt, wo er den Kompaniechef weiß. Eng an den Boden geschmiegt, arbeiten sich die Pioniere bis auf die Straße vor und wühlen, um stärkere Geräusche zu vermeiden, ihre sprengstoffgefüllten Eisenteller in den harten Boden. In atemloser Spannung verharren die anderen, die das Verlegen decken. Jeden Augenblick kann der feindliche Posten am Ortseingang die sich bewegenden Schatten bemerken. Der Gefreite M., trotz seiner 21 Jahre einer der verwegensten Soldaten der Gruppe, hat eben seine letzte Mine entsichert, als er von hinten angerufen wird: „Whou are you?" — Das ist englisch, da gibt es nur eine Antwort, denkt er und brüllt das weltbekannte Zitat des Götz von Berlichingen zurück. Im selben Augenblick hat er sich aus der geduckten Haltung hochgedrückt und ist, wie ein Pfeil vom Bogen geschleudert, auf die ersten Häuser zugesprungen. Da hat auch schon die Schießerei im Ort begonnen.

Aufgeschreckt kommen zwei Pferde die Straße entlanggaloppiert. Wenn die auf die Minen laufen, ist der Weg für die Panzer frei! jagt es durch das Gehirn des Gefreiten. Mit zwei Pistolenkugeln streckt er die Tiere nieder. Die Schüsse werden sofort aus einem nahen, von den Engländern besetzten Haus erwidert. Doch sie verfehlen ihr Ziel. Geistesgegenwärtig reißt der junge Soldat eine Handgranate aus dem Koppel und wirft sie dorthin, wo er die Mündungsfeuer hat aufblitzen sehen. Um sich vor ihrer Detonation in Sicherheit zu bringen, springt er um die nächste Hausecke und fühlt einen Schlag gegen die Brust. Er ist unmittelbar auf ein britisches Pakgeschütz geprallt. Der Pionier scheint mit einem sechsten Sinn ausgestattet zu sein. Er hat sich schneller von der Überraschung erholt als der englische Kanonier, der hinter der Kanone hockt. Bevor dieser seine Maschinenpistole hochgerissen hat, hat ihm der Gefreite eine geballte Ladung vor die Füße geworfen und sich in den Straßengraben gepreßt. Von dem Luftdruck wird er nun zwei Meter weggedrückt. Wie er nach Atem ringend bis zu der Minensperre zurückgefunden hat, weiß er nicht mehr zu sagen.

Seine Kameraden haben inzwischen die ersten Häuser mit Handgranaten und Maschinenpistolen ausgeräuchert, während die Hauptstoßgruppe mit dem Oberleutnant von der anderen Seite unter die völlig überraschten Engländer gefahren ist. Eine Viertelstunde lang tobt der Kampflärm durch das vorher so stille Nest. Dann wird es ebenso schnell still, wie der Lärm aufgebrandet ist.

Wie durch ein Wunder hat das wüste Feuer der aufgeschreckten Briten nur einen Kameraden getroffen. Der Feind dagegen hat schwere Verluste erlitten, als sich die Grenadiere, so wie ihr Auftrag lautete, nach dem Durchkämmen des Ortes unter Mitnahme weniger Verwundeter in ihre Ausgangsstellungen wieder zurückziehen. *Kriegsberichter Hans-Georg Schnitzer*

IM WETTBEWERB DES HUMORS ZWISCHEN FRONT UND HEIMAT

Die Heimat im Endspurt überlegen geschlagen!



So hatte ich es mir gedacht! *Mein kleiner Bruder, der früher von mir immer Senge bezog, kam als Leutnant — und ich nahm vor ihm Haltung an!*



Selbstverständlich als Zivilist ausgehen! *Leider waren die Kragen zu eng geworden – und das im vierten Dienstjahr*



Macht der Gewohnheit. *Für russische Verhältnisse waren die Heimattüren natürlich viel zu hoch*

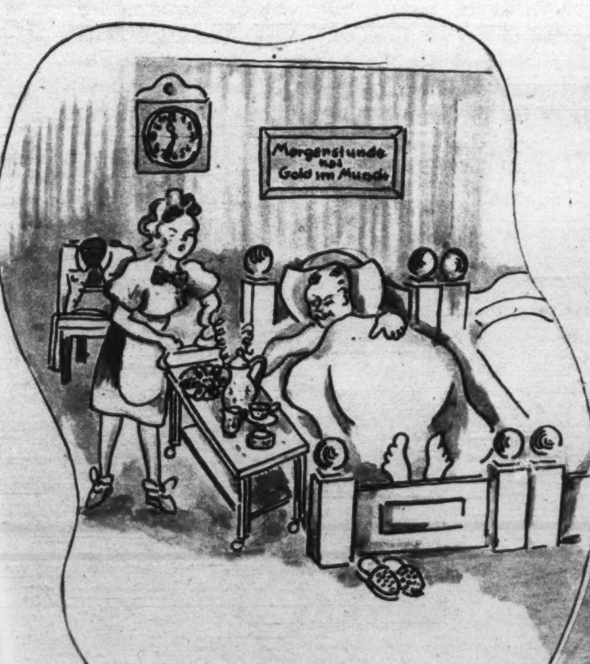
. . . und darauf war ich nicht gefaßt — *nämlich nach jedem schönen Glas Bier verschwinden zu müssen*



Urlaubsgedanken
WERDEN WIRKLICHKEIT

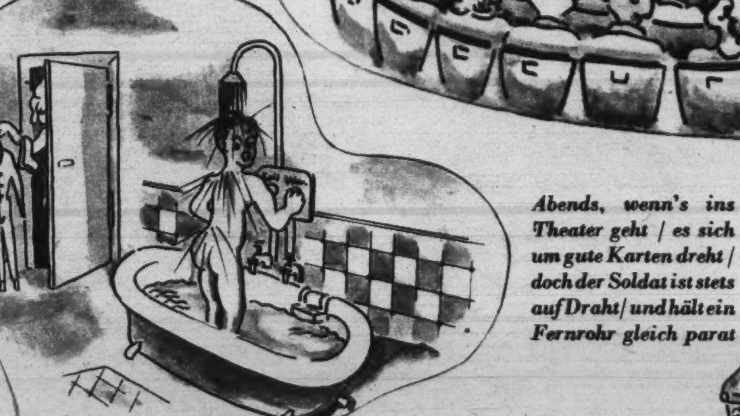
Die Obergefreiten von der Ostfront Kurt Cerny und Wolfram Saure haben mit ihren lustigen Zeichnungen die letzten Siegestore für die Front geschossen. Die Front hat gesiegt, und damit ist der Zweck des Wettstreites erfüllt — die zeichnerischen Talente im grauen Rock aufzurufen. Unzählige Einsendungen kamen, und die Heereszeitschrift kann ihre Leser mit „Humor aus eigenen Reihen" weiterhin erfreuen

Wolfram Saure dichtete zu seinen Zeichnungen:



Im eignen Bett am Morgen zu erwachen, das ist zu schön, um wahr zu sein. Und nach ‚vielen guten Sachen', schläft man bis in den Tag hinein

Bei warmem Wasser und der Brause / da schreist du's laut: / „Ich bin zu Hause...!"



Abends, wenn's ins Theater geht / es sich um gute Karten dreht / doch der Soldat ist stets auf Draht / und hält ein Fernrohr gleich parat

Wird dir die lange Fahrt zur Qual, dann bleibt doch keine andere Wahl. Doch denk daran in deiner Ecke, du liefst schon mal die ganze Strecke!

GROSSMUTTER

erzählt Märchen

„Es war einmal ein liebes kleines Mädchen", so beginnt die Großmutter. Sie erzählt ihren kleinen Enkeln das Märchen vom Rotkäppchen



„Als nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Tier war und fürchtete sich nicht vor ihm. Es erzählte ihm sogar, wo das Häuschen der Großmutter stand, und pflückte die Blumen, die der Wolf ihm gezeigt hatte



Beim Blumensuchen geriet es aber immer tiefer in den dunklen und unheimlichen Wald hinein. Der Wolf aber ging geradewegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Tür



Aufnahmen: Bauer-Karlsruhe

„Jetzt, wo die Tage so kurz sind", so schrieb dir deine Frau, „sind unsere Kinder oft bei der Großmutter. Sie liest ihnen Märchen vor und erzählt ihnen Geschichten. Danach kommen sie jedesmal ganz glücklich nach Hause." — Ja, denkst du, so war das. Und bist auf einmal wieder selbst der kleine Junge, gehst wieder, das Schwesterchen an der Hand, die breiten Stiegen des alten Hauses hinauf, in dem es immer ein wenig nach Lavendel und feinen Kräutern roch, hinauf zur Großmutter. Es war ein kleines Stübchen, in dem sie in ihrem Lehnstuhl am warmen Kachelofen saß, aber wie weit und groß wurde es, wenn die gute Fee aus dem Märchen durch das Zimmer schritt. Ein grauslich dunkler Wald, ein strahlendes Königsschloß, Berge von Hirsebrei und tiefe, tiefe Brunnen — sie alle hatten Platz in diesen vier Wänden, wenn ihr mit großen Augen und stummem Staunen den Worten der Großmutter lauschtet. Und nun ist es wieder so daheim. Die gute alte Großmutter eurer Kindheit deckt schon längst der Rasen. Nun ist es eure Mutter, die ihren Platz eingenommen hat. Aber es ist die gleiche heimelige Zeit wie früher . . .



Der Wolf drückte auf die Klinke, die Tür sprang auf, und er ging, ohne ein Wort zu sagen, gerade zum Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann zog er sich ihre Kleider an und legte sich in ihr Bett. Als Rotkäppchen an das Bett der Großmutter trat, hatte diese die Haube tief ins Gesicht gesetzt



‚Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren?' — ‚Daß ich dich besser hören kann!' — ‚Ei, Großmutter, was hast du für große Augen?' — ‚Daß ich dich besser sehen kann!' — ‚Ei, Großmutter, was hast du für große Hände?' — ‚Daß ich dich besser fassen kann . . .' ‚Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul?'



‚Daß ich dich besser fressen kann!' Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen. Bald aber fand der Jäger den schlafenden Wolf, nahm eine Schere und schnitt ihm den Bauch auf. Und siehe da: Rotkäppchen und die Großmutter kamen heil und lebendig heraus



Rotkäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib. Als er aufwachte, hatte er Durst, lief an den Brunnen und fiel, von den schweren Steinen nach unten gezogen, kopfüber hinein. Da waren alle drei, Jäger, Großmutter und Rotkäppchen, vergnügt. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute"

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 /